

LAUDATIO auf Engelbert Bach
zur Verleihung des Kulturpreises des Bezirk Unterfranken am 12. Januar 1993
Godehard Schramm

Ich begrüße Sie alle, die sich am Werk und an der Person Engelbert Bachs erfreuen und dies in dieser Stunde öffentlich und freimütig bekunden – und dir, lieber Engelbert, verspreche ich, daß zutrifft, was du in Deinem Dreikönigsbrief schriebst: wenn ich die Laudatio halte, da wärst du dir sicher, „daß da kein Weihrauchfaß gegen deine Person geschwungen wird“...

Mit ‚Kulturpreisen‘ ist’s meist heikel; zum einen sind sie landauf, landab – sozusagen anti-inflatorisch – schon seit Jahren auf demselben Geldniveau eingefroren; aber da sie keine Bringschuld des Volkes sind, wollen wir den Punkt gleich beiseite lassen; andererseits gleichen regionale Kulturpreise einer Art Binnenwährung: unterfränkische Taler werden in Hamburg oder Düsseldorf nicht konvertiert... Gleichzeitig aber markieren sie einen Rang: auf einer völlig offenen ‚Richterskala‘ – einig sind sich nur die, deren unvermeidliche Anwartschaft sich wieder einmal um ein Jahr verträsten muß mit der trostlosen Aussicht, daß das Verhältnis Künstler-Preisträger konstant 9.999 zu 1 bleiben wird... Keine Jury ist zu beneiden – wenn nach den Preisstatuten eine Art landschaftbezogenen ‚Arier-Nachweis‘ verlangt wird... In absehbarer Zeit wird sich auf der Kulturdezernentenschiene Frankfurt-Würzburg-Nürnberg vielleicht noch eine Quotenregelung durchsetzen... Und dann unterliegen ja Regionalpreise mitunter auch der Gefahr, daß vor lauter Sorgsamkeit um reinrassige Lokalkultur nur noch der Bezirkshorizont zum Maßstab wird: weil man im Regionalen ja ohnedies außer Konkurrenz des überregional Maßstab-Setzenden sozusagen nur seine eigenen Schäfchen ins Trockene bringt...

An all diesen Scylla-und-Karybdis-Klippen ist man in Würzburg unbeschadet vorbeigesegelt: mit Engelbert Bach wird diesmal ein Maß vorgegeben - und sie alle kennen das seltene Gefühl, wenn man zueinander ohne Einschränkung sagen kann: „Da hat’s den Richtigen getroffen...“

Ih, als en halbe Uslendr kann jo sahge –
mir, die mr mit dr Schproch verheiot sind,
mir wisset g`nau, wo dr Bartl sein Moscht holt –
und mir wisset au, wo i der Kunscht b`schisse wird –

Ih, als en Badenzr vom Bodensee, denk etz an mein allemanische
Bruh`dr, Johann Peter Hebel:

"Und wenn de amme Chrützweg stohsch,
und nümme weisch, wo`s ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z`erst,
`s cha dütsch, gottlob, und folg si`m Rot.“

Jo, `s cha au undrfänkisch – wia dr Engelbert –
Sie allezamme händts scho verschtande, gell?

In der Heimat der deutschen Sprache verwurzelt – und eingtli ah recht gern derhamm im Middlfänkischn, hab i doch nie nejschlupfn kenna in Schprochkiddl vom Unterfränklischn: ä weng ausländisch is mer`s immer bliehm --- dou braucht mer än Dolmetscher, su an wie in Engelbert, der eim deitli macht: middn in dem ganz Gwerch gibt`s no Bilder vonerä Landschaft, die nu allerwahl schtimmer – nix is ieberdriehm und manchmal geht`s der richdi zu Herzn...

Ich kokettiere nicht mit dem Wort ‚Ausländer‘ und will jetzt auch keine ‚Lichterette‘ anzünden – aber ‚elend‘, also ‚alilandi‘, elend fühlen wir uns doch immer wieder dort, wo`s uns nicht entspricht; ‚alilandi‘ kann schon Unterfranken sein für einen Mittelfranken...

Zugleich will ich auch dies nicht verhehlen: von Auslandsreisen heimkommend, malträtiert und froh zugleich auf der Autobahn aus Richtung Frankfurt heimwärts fahrend: jedes Mal wenn ich den Mannhatten-Burgberg oberhalb Würzburgs, rechterhand, passiert habe, und wenn dann die Brücke bei Randersacker kommt, die Weinberge wie eine sanftmütige Hand die Augen streicheln: dann habe ich wieder das Gefühl: hier, in Unterfranken, da eben beginnt die vertraute fränkische Heimat...

Dabei hatte sich bei mir schon früh ein engeres Verhältnis zu Würzburg entwickelt: eine meiner ersten wichtigen Lesungen war hier, und als Greenhorn wurde ich in den Vorstand des Verbandes Fränkischer Schriftsteller gewählt; und dann immer wieder Riemenschneider; schließlich begann für mich richtige Mainschiffahrt stets in Würzburg – zum Zaubergarten von Veitshöchheim; zwei meiner Bücher sind in Würzburger Verlagen erschienen, und beinahe wäre hier meine Annäherungen den Heiligen Augustinus gedruckt worden – nur war sie nicht augustinish-katholisch genug... Mein Abitur habe ich im unterfränkischen Mürscht gemacht; das erste veröffentlichte Gedicht, in der „Main-Post“, galt Riemenschneider – und die hier im letzten Jahr erhaltene Dauthendey-Plakette zeigte: es gibt osmotische, also durchlässige Grenzen zwischen Mittel- und Unterfranken...

Ich habe also den richtigen Abstand zum eigentlichen Gegenstand meiner Rede – und ich bedanke mich bei den unterfränkischen über-den-Bezirksrand-Blickern, daß sie mich hierher einluden; allen voran Gabriel Engert, dem ich hier dank Manès Sperber zum ersten Mal begegnet bin.

Meine Bekanntschaft mit Engelbert Bach begann Ende der 60er Jahre – mit was für einer tollkühnen Zuversicht widmete er mir im September 1969 seine „Fränkische Weihnacht“: „... Für Freund Godehard...“ 1969–1993: wenn auch nicht immer gleichmäßig, so riß der einmal geknüpft Faden nie, und das innigste Dichterwort, das sich mir als erstes von Freund Engelbert einprägte, war der „Träuwlisch-

tock“... Wenn man weiß, was damit gemeint ist, weiß man: so ein Wort gibt's nur im Unterfränkischen – und Worte als Werte, als gültige, zu feiern, auch das gehört zur Aufgabe eines Dichters. Einem Wort zu huldigen – und trotz aller Mißlichkeiten dabei bleiben: Wer zum Lobpreis nicht fähig ist, der kennt die Welt nicht – dies will ich meiner ‚Laudatio‘ zugrunde legen.

Es ist so übel nicht, womit Mönche ihren Tag beginnen: Mit „Laudes“...

Ach, wie viele Vorbilder werden von Schriftstellern beschworen... Doch kaum einer, der sich auf die Psalmen bezöge ...Einen kenn ich: und der schrieb:

„Dia Finger befrei aus dia Wintermaschn.
A Melodie süch lass
zwischen Saitn und hinter Schalllöcher:
Eena, wua nemmer ausn Koupf geht.“

Ich denke da jetzt an eine Geschichte von Engelbert Bach, wo er jene Geschichte aus dem Lukas-Evangelium dahingehend transportiert, daß in ein mainfränkisches Dorf eine Zigeunerfamilie kommt, grad an Weihnachten, auch in eine Scheuer verwiesen wird – und wie sich der zunächst abweisende Bürgermeister nach geraumer Zeit einen Ruck gibt, über seinen eigenen Schatten springt und sogar zum „Doudn“, zum Paten des Zigeuner-Christkinds wird... Auf daß ein Fehler von damals eben nicht wiederholt wird...

Unaufdringlich wird hier ein Vorschlag zur Verbesserung der Welt unterbreitet, wie nebenbei erzählt. Derlei zählt – wie Johann Sebastian Bachs Arbeit: für jeden Sonntag eine Kantate zu schreiben.

Engelbert Bach schreibt in einer gesprochenen Sprache; es läßt sie, wie sie lautet, erklingen – und ohne den Klammeraffen des Reims schreibt er.

Die Falsche Mundart, die ihre Karpfen im stets selben Reimfett brät – ohne zu merken, daß es längst ranzig wurde -, die falsche Mundart geht vom vermeintlich Gesicherten aus; die Falsche Mundart gehorcht (wie die Kunst in den sozialistischen Diktaturen) dem Trugschluß; die Falsche Mundart tut so als wäre die Welt schmerzfrei – sie heilt ihre Wehwehchen mit dem Gelächter nach Witzen, deren Pointen man im Voraus kennt.

Engelbert Bach ist hingegen nicht den Weg des trotzigigen Kindes gegangen; er weiß, daß das ‚So-wie-Früher‘ ebenso falschverlogen wäre wie das nunmehr Gelächter heischende „Schoaß-Schreia“ über oils aff der Wöld, wos eh ieberoll schtinkt – bloß es Göld, dös mer darfier kriegt, fürs „Oils-is-Schoaß-Gschraij“, des schtinkt natürlü need...

Es ist, so will mir scheinen, bei diesem Autor kein folkloristisches Behagen am Lokalkolorit, sondern eine echte Freude an der Klangbenennung der Welt durch Sprache... wenn da „a olta Heringsbüchs mit glüheta Houlzkohln“ zu einem „kleener Oufn“ wird, wenn der „Harbst“ auflodert, wenn der „Fäherscheich“ übern Mee geht, oder wenn auf seine Weise ‚die Dinge‘ wieder einmal benannt, beschwo-

ren werden: Haus, Gartn, der Nußbaam „und die Schtaffl tropfn vom Ragn“, und dann dieses wundersam-eindringliche Bild des Dunkel-Werdens: „Sou samft wird een dia Walt aus dia Aachn ganumma...“

Das ist es: daß einer, der schreibt, mehr bietet, als nur die Wiedergabe der Wirklichkeit – er verwandelt das immer und immer wieder Erfahrene zum Bild; zum Bild, das trägt, das die Welt erträglich macht – für eine Weile.

Er spürt das: so ergreifen wir doch etwas von dem, was „mit unnern gewöhnliem Verschand niet zu begreifn“ is...

Diese erwähnten Sprachtreffer übrigens stammen aus dem frühen Buch „Fränkische Weihnacht“, das seinerzeit herausgegeben wurde vom „Fränkischen Autorenkreis in der Max-Dauthendey-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Bezirksheimatpfleger von Unterfranken“, und das Copyright lag bei einem anderen Autor – des Verfassers selbst Honorare lassen sich demnach leicht vorstellen...

In dem Buch „Es bleit kee Bee unterm Tisch“ heißt es einmal: „Wenn uns aa nex/ gabliem it/ aus dan gelobtn Land/ wia der Träuwschtouck/ und as Glück...“ – Für mich heißt das auch: es bleibt dem Menschen allemal etwas aus dem ‚gelobten Land der Sprache‘... Wie neidlos-bewundernd nimmt man`s an: wenn ein Sprachbegabter hinabtaucht ins Sprachmeer und heraufholt dies Bild: „Wia a Dreschkastn / früher, / mit söttm Geklapper/ schtreichn sa / übersch Fald. / Lehmabatzn mit Flügl, / a dervougflougena / Furch...“

Ich kenne keine schönere Beschwörungs-Beschreibung der Rebhühner...

Die Kehrseite dieses Bildtreffers ist freilich der Schmerz: daß die Rebhühner immer seltener werden – weil unsere Schamschwelle, die rot werden müßte, immer hornhäutiger wird – weil wir, im Innersten, Rebhühner nicht mehr vermissen.

Engelbert Bach ist einer, der diese Verluste sehr genau beschreibt – aber eben nicht mit Ökogrünroten Zeigefinger, sondern mit dem verletzten Staunen eines Kindes, das nicht begreifen mag, daß Eltern im Zornstreit immer ein Stück vom Möglich-Schönen zerstören... Und bei Engelbert Bach ist das noch voll entwickelt da: dieses Gewissens-Wissen um das Möglich-Schöne.

Bei so einem Autor geht uns wieder einmal dies auf: es gibt manches Beschreibbare nur an bestimmten Orten – und es ist völlig gleichgültig, ob das in Cuxhaven oder Plattling sofort verstanden wird – wichtig ist ein Erkennen, das, an einem Ort gewonnen, gleichwohl übertragbar ist:

„weil derhem / ehr wos verheilt...“

Dieses Verheilen setzt ja voraus, daß nicht untern Tisch gekehrt wird, sondern daß der Heilungsprozeß das Heilen als eine der wesentlichsten Aufgaben des Menschen ansieht –und zu solcher poetischen Heilkunst gehört, daß (ohne bigott zu werden) das Menschenheil sich verbündet mit dem Heiligen.

Mir ist das erst dieser Tage so recht bewußt geworden: die Bücher Engelbert Bachs sind unter einem Aspekt etwas ganz Seltenes in unserer Literatur: sie scheuen sich nicht, öffentlich zu bekunden, daß sie unterwegs nach Bethlehem sind – egal, ob's bis dahin nur noch „12 Kilometer“ oder noch ä weng mehr sind...

„Fränkische Weihnacht“, „12 Kilometer auf Bethlehem“ und „Krippelesfigur“ – so lauten die Titel von drei seiner Bücher; und diese Wegweiser meinen nicht eine fatal äußerliche Weihnachtsseligkeit, sondern den Weg des Menschen „unterwags auf sei Vollendung zua“... Ja, allen Ernstes: das ist die eine, freilich minoritäre Alternative zur westdeutschen Thomas-Gottschalk-Blödel-Hochkultur. Hier ist der Mensch ganz ernst genommen – als einer, der sich auf eine Vollendung zubewegen müßte. Diesem Autor bedeutet auch der ‚Karfreitag‘ noch etwas; er weiß natürlich, daß wir damals, wären wir dabeigewesen, „der-zwüscher gfahrn wärn“; nur, derzeit neigen auch wir dazu, unser „täglies Kreuz“ doch lieber „aweng furniert“ zu haben...

Und auch auf einen anderen Wundrand unserer Tage weist er hin: es ist die immer abstruser werdende Fähigkeit, die Zeit zu vernichten – indem in allen Berufsbereichen ein goldenes Kalb vergöttert wird: das Tempo; manchmal heißt es einschmeichelnd ‚Wirtschaftswachstum‘; noch mörderischer taucht es hinter der Maske der ‚Rationalisierung‘ auf – und so geschieht, dank unserer Kollaboration mit dem Terminkalender, genau das nicht, wovon Engelbert Bach träumt – angesichts eines Fass-Bodens: „Dass sich / dia Zeit nei hockt / und olt werd...“.

Altwerden heißt doch wohl – wie beim Wein – reifer werden. Wenn ich richtig gezählt habe, liegen inzwischen 13 Bücher von unserem unterfränkischen Kulturpreisträger vor; ab 1970 erschienen sie allesamt in einem Ort, der deshalb fortan zur deutschen Literaturgeschichte gehört: in Marktbreit – ich hoffe, er ist dort längst Ehrenbürger und hat den dortigen Kulturpreis in Gestalt von einem Fäßla Frankwei erhalten...

Von diesen 13 Bach-Büchern besitze ich acht – meine Exemplare sind deshalb so kostbar, weil sie zugleich Engelberts Post enthalten; und diese wiederum ist bei allem Lapidaren mitunter nicht ohne Witz... An einem Goethe-Geburtstag erreichte uns eine Postkarte: Er, Bach, habe an den Dichter erinnert – darauf eines seiner Kinder: „Der Göte wor ah scho lang nemmer bei uns...“ Auf sein Nichtverstehen – welcher Goethe denn? – half der Filius nach: „No, der wu mit der Ingrid verheirat ist...“ Ingrid heißt meine Frau...

Freilich, mit dem Ehren hat er's nicht so – wiewohl viele seiner Gedichte die Schöpfung rühmen; die Lorbeerblätter, meinte er anno 78, seien nur dann sinnvoll, „wenn man einen Braten dazu hat.“ Zwar hat er längst einen Stammplatz im Fränkischen Rundfunk, aber als Gschäftlhuber hat er sich am Literaturbetrieb nicht beteiligt – ihn plage kein Weltschmerz und auch keine „höhere Berufung“, so schrieb er 78; und schon 1970 pochte er beharrlich auf seine Vorstellung von einer „Poesiealbums-

mentalität“ - kurzum, er mißtraut jener hoch gepriesenen Quelle der Inspiration: der Verunsicherung - und er hält den Spaß in einer Geschichte nicht für ehrenrührig; wohlgemerkt: er nennt seine Prosa stets „Geschichten“ – nicht ‚Erzählungen‘; dabei ist er ein bezaubernder Erzähler: ich entsinne mich, wie er einmal in seinem Zuhause so anschaulich erzählte, so daß eines seiner Kinder auf einem Sessel einschlieft, behaglich zusammengerollt wie eine Katze... Diese Bach'sche Behaglichkeit hält sich freilich die wilde Welt nicht vom Leib – indes erzählt er bisweilen Geschichten, in denen in der jeweiligen Lage ein Mensch das Richtige tut - und siehe da: es reimt sich dann das Sinnvolle auf die Vorbilder der Heiligen Schrift.

1970 schrieb er mir in einem Brief: „Ich bin für die Nürnberger ein unbekannter (Handwerks-)Meister und habe noch keinen Preis, außer einiger kostbarer Fastnachtsorden, die ich sehr ernst nehme...“ Inzwischen weiß ich auch, dass in seiner Heimatstadt Kitzingen das Deutsche Fastnachts-Museum ist – vielleicht kommt deshalb die Präsenz der US-Army in seinen Gedichten gar nicht vor, weil er die Dunkelhäutigeren für Mitglieder einer durchziehenden Fastnachtstruppe hält; am Ende eines internationalen Clubs, in dem nur die dunkelhäutigen Aspiranten auf jenen dritten König der Drei Heiligen für die Sternsinger üben... Letztendlich hat er jetzt den Lohn dafür bekommen, daß er seit „Johratog“ in der Würzburger Straße wohnt - und die Bezirkshauptstadt zeigt sich erkenntlich...

Als ich zu schreiben begann, saß er schon im Sattel und gehörte zum Franken-Terzett: Gottlob Haag, Wilhelm Staudacher und Engelbert Bach. Ich hielt damals 'Mundart' für eine mutwillige Rückkehr zur Zwergschule; und einen, der nur nebenbei schrieb, schaute ich doch etwas geringschätzig an: In die Literaturbundesliga steigt der nie auf... Zwar bin ich nach wie vor überzeugt, daß für mich Schreiben Arbeiten-und-Leben bedeutet; also das unaufhörliche Abenteuer des Vollerwerbsdichters - aber: da muß jeder seinen eigenen Weg gehen. Für Engelbert Bach war's wohl der richtige Weg, daß er vom Hafen seines Hauses, seiner Familie, seines Geschäfts immer wieder ausfuhr - mit seinem „Fährerschelch–, und in seinen Büchernetzen fing er manch gute Schleie oder den Zander.

Wir Schriftsteller, die wir nichts anderes einbringen können als unsere eigene Erfahrung – das ist unser eigentliches Gold –, wir werden immer wieder von Autoren beschämt, die über eben diesen Schatten der eigenen Erfahrung springen und sozusagen sich einer Grundgüte der Welt anvertrauen: so, wie sie sich der Sprache anvertrauen...

Dabei entsteht dann eine Form von Heiterkeit, die das Geglückte aus einer Landschaft herausholt – manchmal gefangen mit ‚Zwinker-Geschichten‘ ...

Ich vermute einen geheimen Zusammenhang zwischen dem und der Tuns-Gewißheit meines Freundes Bach, der nie verhehlt, daß er zuallererst Familienvater ist, also weiß, daß wir zutiefst 'asozialen' Dichter eben diese soziale und verantwortliche Einbindung brauchen...

In einem Literaturlexikon heißt es lapidar: „Engelbert Bach, 7. April 1929, Polsterermeister.“ Eigentlich eine wunderbare Sache: ein Mensch bleibt sein Leben lang einem zwiefachen Handwerk treu. Es gibt ja mittlerweile eine Menge Autoren, die produzieren mit dem Computer, der einem die Mühe des Korrigierens so herrlich leicht macht – es ist, ich muß es immer wieder beteuern, Erziehung zum Selbstbetrug. Der Computer mag in der Wirtschaft hilfreich sein: Literatur gedeiht nur, kann nur wahrheitsfündig werden, wenn Sie mit der Hand werkt, wenn sie sich dem langsamen Tempo der Schreibhand anvertraut – rascher ist Erkenntnis eben nicht zu gewinnen --- und in diesem Sinne lobe ich den Handwerker Bach - nur eine Korrektur ist jetzt anzubringen: wiewohl er sich in der Mundart ausdrückt, ist er kein ‚Mundartdichter‘; dieses Deminutiv ist bei ihm ganz einfach falsch; es hätte auf der Einladungskarte richtig heißen müssen: "an den 'Dichter' Engelbert Bach" – nur ihnen gelingen solche Bilder wie dieses: „Denn Jäider / galoppiert annersch / seinm / Friedhoufswag nauf...“

Daß es für Schriftsteller immer schwieriger wird, bei dem Massenandrang, überhaupt noch Leser zu finden – das wissen wir allesamt; aber an der Überfülle kann's nicht liegen: eher ist es der Rückzug auf die Flüssignahrung der Fernsehbilder, und wer bloß noch Cola säuft, anstatt sich auf das Knacken und Kauen von Schreibdenknüssen einzulassen, der spart sich freilich die Bestattungskosten für sein Gehirn... Gleichwohl bin ich so pessimistisch wie Engelbert Bach nicht, der im Juli 1992 schrieb, daß die Mundart keine großen Chancen mehr habe, und er fügte hinzu: „Ich hatte auf ein Pferd gesetzt, das bald beim Metzger ist.“ Gemach, gemach – auch wenn ich ein Liebhaber von Pferdefleisch bin... Vielleicht wird es eines Tages ein Mundart-Musical geben...

Vielleicht begreift man diese doppelte Handwerker-Kombination von Polsterermeister und Dichter, wenn man dem Vergnügen nachspürt, das vom eigenen „Sachla“ ausgeht – für das einer verantwortlich ist, „johratog“; und dazugehört auch eine Prise Bitterlemon-Spott und auch ein bißchen Hochmut... Wie er da einmal herzieht über die Spaziergänger, die sozusagen mit den Stielaugen den gepflegten Garten plündern, indes er schaff muss...: „Wua wär den sunst / sou a Hausgartla, / wua dar sich nouschtell / kann / und Schtielaachen mecht, / wenn niet / mir Dappn / as ganza Jahr schaffn?“

Dieses ‚Auspolstern‘ der Seele mit wertvollen Erlebnissen, auf daß jeder bei sich so ein „Katzaeck“ hat – dies zählt.

Mein Großvater und der Onkel – mütterlicherseits – waren Bildhauer; wäre ich ihr unmittelbarer Nachfahre, so wollte ich Engelbert Bachs Kopf porträtieren, denn er hat ein Haupt für Bildhauer – da mischten sich Züge des Schalks mit denen des Nachdenklichen; und das ‚Grandane‘ hätte einen leichten Überzug – eben unterfränkisch-indirekt, das aber rasch in der freundschaftlichen Unterredung zum Offen-Direkten wird. Wäre ich also Bildhauer, so würde ich auch sein Wappentier unterbringen: Das Sternzeichen des Widders – und der ist (ich weiß es von meiner einen, zehnjährigen Tochter) nie zu zähmen; der Widder ist offen und ehrlich, manchmal auch raubeinig und für die Diplomatie weniger geeignet; doch: ihm muß man sich stellen – er hört nur auf offene und direkte Worte, hält sein Gegen-

über immerzu in Atem. Und zugleich kann dieser Widder auf anrührende Weise um seine (Familien-) Schafherde besorgt sein: immerzu lernend, daß es anders kommt als man sich's denkt... Wäre ich also Bildhauer, so käme noch der Namenspatron hinzu, jener Engelbert von Kökn, der sich für Wehrlose einsetzte. Man halte sich einmal das Personal von Engelbert Bachs Geschichten vor Augen – da trifft etwas zu, was ich neulich in dem wundersamen Buch von Melville, im „Moby Dick“ las:

Der erste Satz trifft auf ein gutteil mittelfränkischer Mundartpoesie zu: „es ist etwas höchst Jammervolles, ja Peinliches, einen Menschen in seiner letzten Entmutigung bloßgestellt zu sehen. Im massenhaften Verband mögen die Menschen verabscheuungswürdig erscheinen...“ – aber, und jetzt gilt's für Engelbert Bach: „aber der Mensch als solcher ist etwas so Erhabenes und Sprühendes, ein so hehres und hochsinniges Wesen...“

Melville meint „jene überall vorhandene Menschenwürde, die keiner äußeren Verleihung bedarf“.

Im übrigen flankieren, zufälligerweise, zwei Autoren denselben Geburtstag von Engelbert Bach: Johannes Mario Simmel und der dänische Dichter Jens Peter Jacobsen.

Da ich also kein Bildhauer bin, halte ich mich an den Kollegen Lichtenberg - und der riet:

Die beste Art, Lebende und Verstorbene zu loben, ist, die Schwachheiten zu entschuldigen und dabei alle mögliche Menschenkenntnis anzuwenden. Nur keine Tugenden angedichtet, die sie nie besessen haben, das verdirbt alles und macht selbst das Wahre verdächtig. Entschuldigung von Fehlern empfiehlt den Lobenden.

Ich entschuldige also seine irrige Befürchtung, daß nach den allfälligen „Wengertsbereinigungen“ die „Beerli“ nimmer wissertn „wia a Träuw / aussaach mueß“... Die Inspektion vor Ort, in Sulzfeld, hat mich belehrt, daß nicht alle Wengertskultur den Bach hinuntergegangen ist; eher trat Bewußtseinschärfung ein – auch wenn der Zauber der Wengertshäusli ziemlich dahin ist; in guter Gesellschaft kann man sich immer noch einen homerischen Rausch besorgen – und auch den hat Engelbert Bach mitunter gerühmt.

So bleibt denn stets etwas Gutes im Gedächtnis. In unserer Nürnberger Wohnung strahlen noch immer jene polnischen Vasen, vor Jahrzehnten in Engelbert Bachs Geschäft gekauft – und in unserem Dorfdomizil dient nach wie vor unverdrossen ein bei ihm erworbener schmiedeeiserner Leuchter, der seine vier Kerzen trägt...

Und ich entschuldige auch sein Armutszeugnis, das er hinundwieder ‚der Politik‘ ausstellt – so armelig ist ‚Realpolitik‘ nicht immer --- vielleicht werden wir erst nach Jahren mit einer gewissen Dankbarkeit des seit zehn Jahren amtierenden Bundeskanzlers gedenken, der sich eben nicht von jeder „Petitesse“ ins Bockshorn jagen läßt, sondern den Bürgern eines Landes Geduld und Langmut zumutet. Dann nämlich beachtet man das, was wirklich beachtenswert ist - und ich entsinne mich, wie lapidar ergreifend die Schilderung war, da mir Engelbert Bach in einem Oktoberbrief 1977 mitteilte, wie ihm sein Vater im Arm starb: „Es ist schon ein großes Ereignis, dem Tod so nahe zu sein...“ Zwei Jahre

später widerfuhr mir dieselbe Erfahrung, die ich dann in meinem Roman versucht habe zu beschreiben...

Schließlich entschuldige ich auch jenen Versuch, da in einer Geschichte ein „Alternativer“ dargestellt wird – in seinem ganzen gut gemeinten Totalitarismus; im Letzten, so scheint mir, wird jener Alternative, der die abgehauenen Christbäume wieder einpflanzen will, nicht lächerlich gemacht, und es bleibt die Verwunderung über einen, dem Bräuche einfach nicht einleuchten... Und ist's nicht eine herrliche Mitgift, wenn einem ein Dichter – der gern bei „ara guetn Freundschaft / läut“ möcht -, rät: „Am bestn it mer drou, / wenn mer sich im Summer / genuch Geduld / eigamacht hat.“ Der Einmachzucker dazu ist allemal die Poesie. Und die wiederum bedarf des Buches – zwei, nun in besonders seriös gefaßter Form, tragen den Titel „Johratog“ und „Kee Wort zuviel“...

Damit ich also nicht jenem Bürgermeister von Michelfeld gleiche, der nie ein Ende finden konnte, zum Schluß dieses Bild:

Wir Künstler sind ja die eigentlich echten Sozialisten - wir sind es, die unsere Werke in Allgemeinbesitz überführen - und die Nutzungsrechte daran sind geradezu zu Dumpingpreisen zu haben...

Als unverbesserlichen Idealisten bekümmert mich bei den meisten Preisen doch eine Sache: sie bleiben so etwas verdammt Einmaliges; bisweilen wie Abfindung anmutend... Nein ich erwarte nicht, daß man als Künstler einen Preis mehrmals bekommt; ich will auch nichts sagen zum „Selbstbedienungsladen ‚Deutscher Literaturfonds‘“ (wo es etliche Autoren meisterhaft fertig bringen, häufig die Geldquellen anzuzapfen) --- aber einen Vorschlag zur länger dauernden Anteilnahme am Werk eines Preisträgers möchte ich doch machen: Es ist eine Wunschbitte an den Bezirk Unterfranken:

In Ihrem Bezirk gibt es wunderbare Beispiele alter und zeitgenössischer Sakraler Kunst – sehr gut könnte ich mir vorstellen einen GANG DURCHS GANZE HEILIGE JAHR, mit vielen Bildstationen, so daß sich ein Bildbuch ergäbe – bis hin zu den eben erst fertig gestellten Kilian, Totnan und Kolonat: nunmehr als Ikonen in der griechisch-orthodoxen Würzburger Kapelle... Die dazu auszuwählenden Texte wären allesamt von Engelbert Bach...

Dieser Autor – nicht anlehnsbedürftig an Zitate, nie neurotisch und nur ‚ich‘ sagend –, dieser Autor, der dem Jahres-Lauf huldigt und dabei auch die ‚Kerwa‘ zu den Hochheiligen Festen zählt, einer der ganz wenigen echten und glaubwürdigen ‚christlichen‘ Dichter, dieser Schriftsteller gleicht einer besonderen Rebsorte:

es ist die Rebe Engelbertus Kitzingensis -
 sie braucht als Grund Kitzinger Boden -
 ab und zu ein Häuchlein Franzosen Sonne -
 sie ist Mode-Frost-Resistent -
 nie von der Partei-Reblaus befallen -
 gelegentlich bedarf sie durchaus eines milden Anerkennungsregens -

dadurch macht ihr die Peranospera der Paniksüchtigen nichts aus -
widerfährt dieser Rebe der Schmerz-Lust-Rhythmus des Kirchenjahres, ist sie - vom Tafelwein
(Q.b.A.) - ausbaufähig bis hin zum Eiswein der lyrischen Andacht -
und so, wie Brot und Wein genügen,
so wie Brot und Wein Sonne und Gott verherrlichen,
so gedeiht diese Rebsorte nur hier, auf unterfränkischem Grund;
sie geniert sich gar nicht, wenn sich ihrer „dorschtier Schtammtisch“ annimmt - denn Literatur will ja
allemal Gesellschaft und braucht sie als Resonanzboden - und dazu, ab und an, den Bezirk als Verstär-
ker...

Lieber Engelbert, ich beglückwünsche dich und wünsche dir, daß dein im jüngsten Buch notierter
Wunsch bis ans Lebensende, voller Vertrauen in die Sprache, dein stets vorantreibender Wunsch blei-
be: „Mir kann / gorniet genuch eifall!“